

Dichtung und Arbeit

Neue E-Book-Originale: Ben Lerner erklärt den Hass auf die Lyrik und Bernhard Keller die Liebe zum Baby

Man kann bis zu Adam zurückgehen, und immer ist es dieselbe Geschichte. Gemeint ist Adam Gordon aus „Abschied von Atocha“, dem ironischen Debutroman des jüngsten New Yorker Literaturgenies. Ben Lerner, der in Sachen Feuilletonruhm, Fellowships und Brillengasicht all die Jonathans beerbt hat, hatte bereits diesen sichtlich mit dem Autor verwandten Junglyriker damit beauftragt, die im Alltag allenfalls noch für billige Verführung gebrauchte Kunstgattung des Herzens wieder zu alter Größe zu führen, ja zu verteidigen – doch zugehörnt in Madrid bemerkt der Protagonist, mit den allermeisten Gedichten selbst nichts anfangen zu können. Im zweiten Roman, der den Titel „22:04“ trägt, heißt der Held sogar Ben und ist wieder ein Poet, diesmal ein dem Erhabenen zuneigender Allumfasser. Aber gerade ihm zerbröckelt das große Ganze in eine über die Zeiten sich ausbreitende Geröllwüste aus Möglichkeiten. Der Roman tänzelt gekonnt

einer Haltung erkennt, die über die Renaissance und die Romantik hinweg bis in die Gegenwart die Haltung gegenüber der Poesie prägte und an die Ideenlehre erinnert: die Unterscheidung von idealen und konkreten Gedichten. Erstere hätten zwar die revolutionäre Kraft, uns mit dem Unendlichen auszu-söhnen, würden aber allenfalls im Traum oder im Schweigen verwirklicht. Alle konkrete Poesie (hier ist nicht der Fachterminus gemeint) sei hingegen von der Endlichkeit korruptiert, ein Armutszeugnis. Hier liege der wahre Grund für den – das ist der Clou: gerechtfertigten – Hass auf die im Konkreten stets scheiternde Lyrik. Die Aufgabe des Dichters sei es geradezu, „mit der Hitze dieses Abscheus das Konkrete wie einen Nebel vom Virtuellen wegzubrennen“. Eine Sisypusarbeit. Und viel Pathos.

Jenseits des Hasses kann es für Lerner nur eine Annäherung an das wahre Gedicht geben, wie es die postmoderne Lyrikerin Claudia Rankine vorführe. Sie operiere ganz bewusst an den Grenzen des Konkreten, spiele mit Zitaten, betone Differenzen, ziehe das Sinnbildliche dem Realen vor und öffne virtuelle Räume. Das alles ist freilich in amerikanischer Perspektive gesprochen. Der deutschen Lyrikrezeption hat das Experimentelle und die Überkomplexität wohl eher geschadet. Dass Poesie hierzulande heute wieder erfreulich populär ist, hat auch – „Regentonnenvariationen“ – mit einer gewissen Lockerheit im Anspruch und einer neuen Lust am Klang zu tun.

Noch ein wenig pathetischer, aber auch sehr schön ausgedrückt, gibt Lerner abschließend zu erkennen, was für ihn den Nukleus des Poetischen ausmacht: ein kindlich schöpferisches Sprechen voll naiver Anmut. „Erinnern Sie sich an das Gefühl, dass Sinn provisorisch war und zwei Menschen um eine Äußerung herum eine Welt aufbauen konnten? Ich glaube, das ist Dichtung.“ Literaturtheoretisch mag das bescheiden sein, falsch ist es sicher nicht. Das unterstreicht auch der Münchner Autor Bernhard Keller mit seiner 366 Einträge umfassenden Verbeugung vor dem weisen, vollkommenen, in seinem brabbelnden Schweigen urpoetischen Lehrmeister, der uns alle unsere Kleinheit spüren lässt und zu Dienern macht: dem eigenen Baby.

Elternbücher von Publizisten gibt es wie Sand am Meer, besonders oft sind es Vaterbücher, aber dieses hier sticht heraus: So schön, ehrlich, klug, ausdauernd und poetisch wurde wohl selten analysiert, was die Geburt eines Kindes mit Menschen macht, die dem Animalischen so entfremdet sind. Mit dem Unglauben beginnt es, der dauernden Angst, das so Unwahrscheinliche könnte sich wieder auflösen („Die unverschämte Nähe des Babys zum Tod“), doch das Baby – stoisch, uneitel, erinnerungsfrei ganz der Gegenwart ergeben („es hat keinen Einwand, es kennt kein Dagegen“) – erzieht seine Eltern zum Glauben an die Welt, zum charmant unklugen Blick auf alles und jeden. „Unser Leben vertieft sich“, schreibt Keller: „Was früher Vertiefung war, erweist sich jetzt als Verbreiterung.“ In all der Anbetung aber macht sich zugleich die Gewissheit breit, dass die Zeit nicht ignoriert werden kann: „Beelited euch!“, scheint das Baby den Eltern zuzurufen. Wenn es einer Antwort auf „#regrettingmotherhood“ bedurfte, hier ist sie. OLIVER JUNGEN

Ben Lerner: „Warum hassen wir die Lyrik?“ Rowohlt Rotation, E-Book, 2,99 €.

Bernhard Keller: „Baby Buddha“. HanserBox, E-Book, 2,99 €.

e-LEKTÜREN

über jene vernarbte Grenze zwischen den Kontinentalplatten des Fiktiven und des Realen, die zwar mit Wucht ineinandergerammt sind, aber immer wieder Beben auslösen.

Nun schickt Lerner eine Programmschrift zum Status der Poesie hinterher, zieht eine weitere Ebene ein in dieses Spiel mit dem Falschen im Wahren. Es ist auch ein autobiographisches Spiel, denn häufig rekurriert der Autor auf eigene Erfahrungen. Lerner gefällt, dass ihm gegenüber jeder Nichtdichter Kenntnisse über Lyrik simuliere, „obwohl die einzigen Gedichte, denen er in den vergangenen Jahrzehnten begegnet ist, auf Hochzeiten und Beerdigungen vorgetragen wurden“. Bereits nach wenigen Seiten wird klar, dass die wahre Poesie eine unmögliche ist, eine, die sich nur im Scheitern, in der Ablehnung oder in der Markierung der Grenze greifen lässt.

Der Autor geht aus von Marianne Moores Gedicht „Lyrik“, das mit den Zeilen „Ich mag sie auch nicht“ beginnt („man darf an Adam Gordon denken). Schon als Kind habe ihn diese Selbstablehnung fasziniert. Sie munitionierte ihn, um gegen all die Zuschreibungen zu bestehen. Hartnäckig nämlich werde Dichtung mit Ruhm in Verbindung gebracht (anerkennde Blicke bei der Information, dass man publiziert wird), doch nicht als echte Arbeit anerkannt. Das dichterische Genie ist der Gesellschaft ein wenig peinlich. Und das Genie spielt mit: Noch aus den schlechtesten Gedichten, von denen Lerner eines exemplarisch zerlegt, sei ex negativo ein Vollkommenheitsanspruch herauslesbar. Alle Seiten also stellten unerfüllbar hohe Erwartungen an die Lyrik: Der reinste Ausdruck des Inneren solle sie sein, Zeit und Sprache überwinden, neue Werte begründen, für alle sprechen. Das perfekte Gedicht aber, maximal persönlich und maximal allgemeingültig, könne es nicht geben; selbst Walt Whitman, der gemeinschaftsstiftende Hohepriester des All-Einen, musste daran scheitern.

Lerner entwickelt diesen Gedanken gleich noch einmal in historischer Perspektive, wobei er unbekümmert antike Gesänge mit modern-subjektiver Lyrik kurzschließt. Dass er Platons Invektive gegen die lügenden Dichter als Ehrenerweis für die Gefährlichkeit der Dichtung liest, kann nicht überraschen. Wichtiger ist, dass er hier den Ursprung

Niet instappen

Zum Schönsten im vielfältigen Werk von Friedrich Christian Delius gehören die Geschichten mit autobiographischem Hintergrund, allen voran die großartige Erzählung „Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde“. So freut sich der treue Delius-Leser auf einen Roman aus der weitverzweigten Familiengeschichte, von der er einige Details schon kennt. Die Erzählerrolle hat der Autor diesmal auf seine Tante Marie von Schabow übertragen. Sie schickt er im Jahr 1969 auf eine Reise durch Holland und Deutschland, um Material für ihre Liebesgeschichten zu sammeln. Es geht um die Affäre des Prinzen von Oranien mit einer Berliner Tänzerin, deren Tochter die Urgroßmutter des Autors war, die Liebe von Marius Vater, dem kaisertreuen U-Boot-Kapitän Hans, der den Nazis widerstand, zu seiner Hildegard sowie um ihre eigene Beziehung zu dem mecklenburgischen Landadeligen Reinhard.

Auf ihrer Reise schaut die Erzählerin den Möwen zu, erfreut sich an der putzigen holländische Sprache, staunt über die Hippies, schaut aus dem Zugfenster und macht sich schließlich Sorgen um ihre Ehe. Zwischendurch fallen ihr Bruchstücke ihres geplanten Romans ein. Sie werden je als absatzlange Sätze wiedergegeben, die mit

einem Gedankenstrich enden: „Angefangen mit der Generalstochter, die um ihren geliebten abgestürzten Flieger trauert, und mit dem Wachoffizier, der um seine Brüder, seine Schwester und seine Eltern trauert und die Schöne mit leisem Humor und gereimten Gedichten zu gewinnen versucht, angefangen mit dem verschmitzten, dem lachenden Soldaten, dem Reimdichter in Uniform, bevor er zum felsenfest Gläubigen und Gottgehorsamen wurde, der lachende Mann mit den Rembrandtaugenbraun –“.

Solches Erzählen mit Hochdruck ergibt einen Kontrast zwischen der etwas läppischen Rahmengeschichte, mit den extrem verdichteten, summarischen und oft auch abstrakten Sätzen. Mit dem Verfahren will Delius offenbar der Gefahr der Harmonisierung von historischen Ereignissen in einem kontinuierlichen Erzählen entgegen. Der passionierte Leser versteht, dass er die Grenzen der Einfühlung in historische Personen erkennen soll, tut sich aber trotzdem schwer mit den Brüchen, zumal er häufig die Übersicht verliert. So ist er bei aller Anerkennung für die kunstvolle Konstruktion ziemlich enttäuscht und wünscht sich den Erzählfluss zurück, den Friedrich Christian Delius so gut beherrscht. fap

Friedrich Christian Delius: „Die Liebesgeschichtenerzählerin“. Roman. Rowohlt Verlag, Reibek 2016. 208 S., geb., 18,95 €.



Wenn das Kind vor der Mutter geht: Michelangelos unvollendete Pietà entstand zwischen 1557 und 1564.

Foto Gino Begotti

Der stumme Akkord

In Hans-Ulrich Treichels Erzählung „Tagesanbruch“ nimmt eine Mutter Abschied von ihrem Sohn und kommt dabei endlich zu sich selbst.

Eine alte Frau sitzt an einem dämmernden Spätsommertag am Bett ihres Sohnes, der nach langer Krankheit soeben gestorben ist. Die Mutter hat ihn in den vergangenen Monaten zu Hause gepflegt. Nun könnte sie, wie verabredet, die Nachbarn informieren oder den Arzt rufen. Doch das tut sie nicht. Stattdessen wacht sie die Nacht am Bett ihres Kindes, hält den leblosen Körper, den sie zuvor vom Boden wieder ins Bett gewuchtet hat, im Arm und überlässt sich ihren Gedanken, so frei und offen wie vielleicht nie zuvor.

„Vor meinem toten Sohn fürchte ich mich“, heißt es an zentrale Stelle, „aber vor mir selbst habe ich regelrecht Angst. Vor dem, was ich zu sagen habe. Was ich mir zu sagen habe.“ Trotzdem bricht sie mit dem Gebot ihrer Familie, dass es Dinge gibt, die man besser verschweigt, in den fünfziger Jahren geboren, nun, selbst älter Toten gegenüber. Bis sie jedoch zu ihrer eigentlichen Erzählung kommt, die von Flucht und Vertreibung in den letzten Kriegswochen aus dem Nordwesten der Ukraine handelt, einer Vergewaltigung durch russische Soldaten und einem lebenslangen Zweifel, vergeht beinahe die ganze Nacht. Nur im Schutz der Dunkelheit und nach mehr als einem halben Leben, das zurückliegt, ist ihr dieses, sie selbst am allermeisten bestürzende Geständnis möglich.

Die häufige Beschäftigung mit Kriegsmüttern und -vätern ist auffällig in der Literatur dieser Tage. Es sind Autoren eines bestimmten Alters, die sich, in den fünfziger Jahren geboren, nun, selbst älter geworden, der inzwischen zum größten Teil verschwundenen Elterngeneration während des Nationalsozialismus und danach zuzuwenden und aus der Rückschau insbesondere deren gescheiterten und erfüllten Hoffnungen nachgehen, mal mehr, mal weniger autobiographisch grundiert.

Stephan Wackwitz schrieb im vorigen Jahr einen Roman über das Leben seiner Mutter, einer Modezeichnerin, und wie

es hätte sein können. Ralph Rothmann suchte in „Im Frühling sterben“, zur selben Zeit erschienen, zu ergründen, was im Krieg geschehen konnte, das einen Vater so sehr veränderte, dass er sein Leben lang darüber schwieg. Und nun kreist Hans-Ulrich Treichels neue Erzählung „Tagesanbruch“ um das Sagbare und Unsagbare eines familiären Traumas innerhalb dieser Generation.

Treichels auf knappstem Raum gehaltene Pietà, das Buch ist gerade sechsendachtzig Seiten lang, ähnelt in seiner Anlage Dostojewskis Erzählung „Die Sanfte“ und ist in seiner reduzierten Sprache und poetologischen Strenge ergreifend und radikal zugleich. Es nimmt mit dem nächtlichen Versuch der Protagonistin, sich ihr Leben zu erzählen, begleitet vom wechselnden Gesang der Vögel, zugleich auf, was ihr Erfinder Hans Ulrich Treichel einmal über sein Schreiben gesagt hat. Dass er nämlich, immer wieder auf biographische Hinweise in seinen Büchern angesprochen, darin gar nichts Autobiographisches entdecken könne, weil auch er in sich nichts Autobiographisches habe. Ihm fehle eine „narrative Identität“, seine eigene Lebenserzählung müsse er sich vielmehr fortlaufend erarbeiten. Es ist dieser Prozess, den auch seine weibliche Heldin vor „Tagesanbruch“ durchmacht.

Denn auch wenn die biographische Wunde der Mutter (wie auch des verstorbenen Vaters) der innere Beweggrund für ihre Rede ist, kreist ihr Text für lange Zeit doch immer nur um diese Wunde, nähert sich an, um sich gleich darauf wieder zu entfernen und sich erst am Ende in immer enger werdenden Bögen doch noch auf den Schrecken einzulassen. Durch diese Bewegung der Gedanken entsteht so, ohne dass Treichels Text je ausschweifend würde, ein Interieur der fünfziger Jahre, dessen Muff und Biederkeit ursächlich von Angst geprägt ist.

Es ist die Angst der Vertriebenen, in der neuen Heimat wirtschaftlich nicht zu reüssieren, „Der Kunde ist unsere Existenzsicherung“, hieß es in der Familie, „ohne den Kunden wären wir nichts“. Es ist die Angst, gesellschaftlich nicht zu gefallen, weshalb man in die Kirche geht, obwohl dem jungen Paar das Gottvertrauen längst abhandengekommen war.



Hans-Ulrich Treichel: „Tagesanbruch“.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2016. 86 S., geb., 17,95 €.

Die gestickte Decke und das gute Geschirr wird für die Kaffeetafel nur sonntags herausgeholt, ansonsten ist der Tisch im Wohnzimmer der Buchführung vorbehalten. Das Paar arbeitet Tag und Nacht. Und das kleine Geschäft für Textilien und Arbeitskleidung, das sich die beiden aufgebaut haben, bedeutet ihre nicht nur finanzielle, sondern auch seelische Absicherung. Der Preis dafür ist die Leerstelle in ihrer Erinnerung.

Glanzstück dieser motivisch sorgfältig durchwirkten Erzählung ist das Schellackklavier, das eines Tages angeschafft wird, um das bürgerliche Arrangement zu vollenden, denn gebraucht hätte die Familie den Elektroherd viel dringender. Als Prunkstück und Staubfänger steht das Instrument nun so festlich wie nutzlos im Wohnzimmer. Weil der Vater, der es sich gewünscht hatte, es niemals spielen konnte. Er kam mit nur einem Arm aus dem Krieg zurück. Und der Sohn, von dem die Eltern meinen, dass er begabt sei und Klavierspielerhände habe, interessiert sich für andere Musik. Ein „Wanderer mit Koffergerät in der Hand und Plattenalbum unter dem Arm“ sei er gewesen, sagt seine Mutter. Immerhin, wenn auch nicht zum Pianisten, hatte der Verstorbene es doch fast zum Professor Rat gebracht.

So wie der Vater, der in seinem ersten Leben vor dem Krieg Bauer war, nun Korsett tragen muss, um seinen Rücken und den Bauch im Gleichgewicht halten zu können, hat sich auch das Paar Zwänge auferlegt, um durchzuhalten. Treichel lässt dies anklängen, wenn er die Mutter noch im hohen Alter die Phrasen der frühen Bundesrepublik aufsagen lässt, das Kinder der Spiegel der Eltern seien oder man die Menschen nehmen müsse, wie sie sind.

Die Mutter, die erzählend um ihren Sohn und zum ersten Mal auch um sich selbst trauert, hätte gern ein anderes Leben geführt. Wäre es nach ihr gegangen, wäre sie Lehrerin für Deutsch und Geschichte geworden, anstatt Arbeitskleidung zu verkaufen. Jetzt, in diesen letzten Stunden der Nacht, nimmt sie diese Aufgabe unverhofft wahr. Weil sie den Blick zurück in die Geschichte wagt und die Erzählung darüber zulässt.

Auch wenn ihr Geschreibsel mit dem Kugelschreiber unleserlich ist, wie sie feststellt, begreift sie, dass sie einen späten Sieg errungen hat. Wenn sie es nur deutlich ausspricht, was damals an jenem kalten Januartag 1945 in den polnischen Wäldern geschah, hat es keine Macht mehr über sie. Indem sie ein Leben lang schwieg, hat sie sich selbst verloren. Als die Buchfink die Nacht beendet, hat sie sich wiedergefunden. SANDRA KEGEL

Mit Schiller gegen die Kolonialherren

Ein „Tell“-Übersetzer wird zum philippinischen Nationalhelden

„Wilhelm Tell für die Schule“ heißt ein 1971 erschienenes Buch von Max Frisch, das die Textvarianten der Tell-Sage mit dem Drama von Schiller vergleicht und die Frage aufwirft, wie viel historisch-politische Realität sich in der patriotischen Legende spiegelt. Es lohnt sich, den fast vergessenen Band zur Hand zu nehmen, um sich dem ganz anders gearteten Buch einer 1970 geborenen Schweizer Autorin zu nähern, die den Fernwirkungen des Rütli-Schwurs nachgegangen ist bis nach Manila, ans andere Ende der Welt.

José Rizal (1861 bis 1896), der Nationaldichter der Philippinen, ist hierzulande nur Experten ein Begriff, obwohl er in Madrid, Paris, Leipzig und Heidelberg Medizin studierte und 1886 nach Berlin ging. Dort hielt er etwa einen Vortrag über die in der Gegend um Manila gebräuchliche Sprache Tagalog, die damals noch kaum kodifiziert, geschweige denn literarisch erprobt worden war. Vor allem aber vollendete er in Berlin seinen Roman „Noli me tangere“, der 1887 dort im spanischen Original erschienen und bis heute Pflichtlektüre an philippinischen Schulen ist.

„Wenn du in deinem Buch gelogen hast, wirst du Erfolg haben“, warnte ihn sein in Manila zurückgebliebener Bruder, „und wenn nicht, dann werden sie dich verurteilen. So wird es wohl kommen.“ So kam es denn auch, und nach seiner Rückkehr aus Europa wurde Rizal als angeblicher Agent Bismarcks, Freimaurer und revolutionärer Aufwiegler verhaftet, zum Tode verurteilt und erschossen, obwohl er den Aufstand gegen die spanische Kolonialherrschaft weder angezettelt noch gebilligt, wohl aber geistig vorbereitet hatte. 1898 verlor Spanien schließlich auch noch die letzten Außenposten seines Weltreichs, Kuba und die Philippinen, und in beiden Fällen versuchten die Vereinigten Staaten mit mehr oder weniger Erfolg, die Lücke zu füllen, um sich die frei werdenden Territorien einzuverleiben.

Doch wie ist es zu erklären, dass Rizal das Hauptwerk der philippinischen Literatur ausgerechnet in Berlin geschrieben hat? Nach dem Sieg über Frankreich wurde das unter preußischer Ägide geeinte Deutschland zum Mekka der Wissenschaft: Universallehrte wie Theodor Mommsen und Hermann von Helmholtz, Koryphäen der Medizin wie Robert Koch und Rudolf von Virchow, bei dem Rizal studierte, zogen Intellektuelle aus Kolonialgebieten an, deren Streben nach kultureller Selbstfindung, Freiheit und Unabhängigkeit sich an deutschen Vorbildern orientierte, unter ihnen der japanische Arzt und Dichter Mori Ogai und der nordamerikanische Bürgerrechtler W. E. B. Dubois.

„Bei Humboldt“, so schreibt Annette Hug in ihrem Buch „Wilhelm Tell in Manila“, fand Rizal den Gedanken, dass das tagalische Verb ein „Kunstwerk“ sei, geschaffen „ausgerechnet dort, wo die alten javanischen Handelslinien ausgefrant waren, wo nur Holzhütten standen, kein einziger Tempel auf siebentausend Inseln“. Die Beschäftigung mit dem Tagalischen blieb nicht die einzige, mit der sich der Autor seiner fernen Heimat zuwandte. Parallel zur Arbeit an seinem Roman „Noli me tangere“, der das spanische Kolonialregime demaskiert, übersetzte Rizal „Wilhelm Tell“ auf Tagalog und legte die revolutionäre Sprengkraft von Schillers Drama frei, das in Europa als Rührstück aus der Rumpelkammer des Feudalismus galt, auf den Philippinen aber von aktuellem Interesse war – nicht nur, weil es dort wolkenverhangene Berge gibt.

Den Prozess, bei dem abgesunkenes Kulturgut in einem fremden Kontext seine politische Brisanz offenbart, macht Hugs Buch nun direkt nachvollziehbar: Nicht in Form einer soziologischen Feldstudie oder einer historischen Dokumentation, sondern in einem klug komponierten, mitreißend geschriebenen Roman, der sinnliche Anschaulichkeit mit Gelehrsamkeit verbindet, ohne mit dem Fachwissen der Autorin zu protzen.

Annette Hug, die heute als freie Autorin in Zürich lebt, hat lange Zeit auf den Philippinen verbracht und deren Sprachen, Kultur und Geschichte gründlich studiert. Und so erkennt man in der folgenden Passage nicht nur den Stil von Rizal, den Hug charakterisiert, sondern auch die eigene Schreibkunst, die ihr Buch so lezenswert macht: „Was ihn wirklich begeistert, sind Romane von Eugène Sue und Alexandre Dumas: Zeitsprünge und Ortswechsel, auf zehn Seiten einmal um die Welt, jedes Kästchen hat einen doppelten Boden, jeder Flur eine Falltür – im Überfluss der Stadt Paris genießt er auch seinen eigenen: José Potasio Rizal Mercado y Alonso devenu Joseph Rizal, écrivain de Manille.“ HANS CHRISTOPH BUCH



Annette Hug: „Wilhelm Tell in Manila“. Roman.

Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 2016. 192 S., geb., 19,80 €.